

A large, light gray decorative swirl graphic consisting of three interlocking spiral shapes, positioned in the upper left quadrant of the cover.

Virginia Kantra

Wellentraum

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Barbara Imgrund

A large, light gray decorative swirl graphic consisting of three interlocking spiral shapes, positioned in the lower right quadrant of the cover.

Knaur Taschenbuch Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Sea Witch« bei Berkley Sensation, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Oktober 2012

Knaur Taschenbuch

© 2008 Virginia Kantra

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2012 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Sabine Thiele

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Henrik Sorensen / Gettyimages

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50986-9

2 4 5 3 1

*Mein Vater hielt auf dem Leuchtturm
von Eddystone Wacht
Er schlief mit einer Meerjungfrau
in einer sternklaren Nacht
Dieser Verbindung entsprangen drei ...*

ALTES SHANTY

*Ich bin ein Mensch an Land;
ich bin ein Selkie im Meer.*

BALLADE VON DEN ORKNEYS

*»Ich werde also sterben«, sagte die kleine Seejung-
frau, »und als Schaum auf dem Meer treiben, nicht
die Musik der Wogen hören, die schönen Blumen und
die rote Sonne sehen? Kann ich denn gar nichts thun,
um eine unsterbliche Seele zu gewinnen?«*

HANS CHRISTIAN ANDERSEN





I

Wenn sie nicht bald Sex hatte, würde sie noch verrückt werden.

Getrieben von einem Flüstern im Wind, einem Pochen in ihrem Blut, tauchte sie durch das tiefblaue Wasser, das sie wie eine warme Strömung trug. Der lavendelfarbene Himmel war von rosa Tupfen und verwaschenen indigo-blauen Wolken durchzogen. Am Strand züngelte Feuer von den Felsen und erglühte in der Hitze der ersterbenden Sonne.

Ihr Gefährte war tot. So lange schon, dass der nagende Schmerz, das frische, grelle Aufwallen von Wut und Kummer abgeebbt und geheilt war und nur eine Narbe auf ihrem Herzen hinterlassen hatte. Sie vermisste ihn kaum noch. Sie erlaubte es sich nicht, ihn zu vermissen.

Aber ihr fehlte der Sex.

Ihr Verlangen quälte sie, höhnte sie von innen her aus. Seit kurzem hatte sie das Gefühl, als würde sie allmählich zu einer bloßen Haut, einer Hülle ausgeschabt, leblos und leer. Sie wollte berührt werden. Sie sehnte sich danach, wieder erfüllt zu sein, jemanden in sich zu spüren, tief in ihr, hart und drängend.

Die Erinnerung daran ließ ihr Blut schneller fließen.

Sie ritt auf den Wellen ans Ufer, angezogen von der Wärme der Flammen und der Hitze der jungen Körper, die sich dort versammelt hatten. Gesunde junge Körper von Männern und Frauen.

Zumeist aber von Männern.

Irgendein verfluchter Idiot hatte auf der Landspitze ein Feuer entzündet. Polizeichef Caleb Hunter entdeckte den Lichtschein von der Straße aus.

Die Mainer empfingen die meisten Besucher an ihrer Küste mit offenen Armen. Aber Bruce Whittaker hatte unmissverständlich zum Ausdruck gebracht, dass die Toleranz der Inselbewohner nicht so weit reichte, dass sie Lagerfeuer am Strand duldeten.

Caleb hatte keine ausgesprochene Abneigung gegen Strandfeuer, solange diejenigen, die sie entfachten, die ausgewiesenen Picknickstellen benutzten oder sich eine Genehmigung besorgten. An der Landspitze war es nicht unwahrscheinlich, dass der Wind Funken zu den Bäumen trug. Die Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr, zumeist Fischer, ließen sich nicht gern aus dem Bett holen, um die Fahrlässigkeit von Dritten auszubügeln.

Caleb lenkte seinen Dienstjeep hinter die Fahrzeuge, die am Randstreifen abgestellt waren: einen aufgemotzten Wrangler, einen verboten schnellen Firebird und ein neueres Lexus-Modell. Alle mit New Yorker Nummernschildern. Noch zwei Wochen bis Memorial Day, und schon drängte Volk von auswärts auf die Insel. Es war Caleb egal. Der jährliche Besucherstrom im Sommer finanzierte sein Gehalt. Außerdem war World's End im Vergleich zu Mosul oder Sadr City oder auch Portland weiter unten an der Küste ein verschlafenes Nest. Selbst in der Hochsaison.

Caleb hätte zur Polizei von Portland zurückkehren können. Herrgott, nach seinem gesundheitlich bedingten Abschied von der Nationalgarde hätte er überallhin gehen können. Seit dem 11. September, der Einberufung von Reservisten und den Auflagen des Heimatschutzministeriums

waren die Polizeibehörden der meisten Großstädte unterbesetzt und überfordert. Da war ein hochdekoriertes Kriegsveteran höchst willkommen – selbst einer, dessen linkes Bein von genug Schrauben und Platten zusammengehalten wurde, um jedes Mal beim Betreten der Wache den Metalldetektor außer Gefecht zu setzen.

Als Caleb gehört hatte, dass sich der alte Roy Miller in den Ruhestand verabschieden würde, hatte er sich um den Job des Polizeichefs von World's End beworben und in seinem Krankenhausbett mühevoll an seinem Lebenslauf gefeilt. Er wollte keine Verhaftungen oder Schlagzeilen mehr. Er wollte einfach nur den Frieden bewahren, seinen persönlichen Frieden finden und auf Streife gehen, ohne dass auf ihn geschossen wurde. Wieder den Wind auf seinem Gesicht spüren und das Salz in der Luft riechen.

Und eine Straße entlangfahren, ohne dass die Welt um ihn herum explodierte.

Er schob das steife Knie um das Lenkrad herum und stieg aus dem Jeep. Die Scheinwerfer ließ er eingeschaltet. Sich ohne Rückendeckung nach Einbruch der Dunkelheit in abgelegenes Gelände zu begeben, rief ein vertrautes Prickeln zwischen den Schulterblättern hervor. Schweiß floss seine Wirbelsäule hinab.

Lass es gut sein. Du bist auf World's End. Hier passiert nie etwas.

Was so ungefähr alles war, womit er derzeit fertig wurde.

Nichts.

Er durchquerte das Wäldchen, dankbar, dass dieser Strandabschnitt nicht aus glitschigem Fels bestand, und trat lautlos hinaus auf den Sand.

Sie glitt windabwärts hinter einer Felsnase an Land, die wie ein Menhir von Orkney vom Strand emporrage.

Wasser plätscherte an Sand und Steine. Die Abendbrise streichelte ihre feuchte Haut und erweckte jeden Nerv zu bebendem Leben. Ihre Sinne nahmen, zum Zerreißen gespannt, die Schwaden von Rauch auf, das Poltern von männlichem Lachen, das der Wind herantrug. Ihre Brustwarzen wurden hart.

Sie erschauerte.

Nicht vor Kälte. Vor Erwartung.

Sie kämmte ihr Haar mit den Fingern und ließ es auf die nackten Schultern fallen. Das Wichtigste zuerst. Sie brauchte etwas zum Anziehen.

Selbst in diesem Körper hielt sie ihr Blut warm. Aber sie wusste von früheren Begegnungen, dass man mit ihrer Nacktheit nicht ... rechnen würde. Sie wollte keine Fragen aufwerfen oder Zeit und Energie auf Erklärungen verschwenden.

Sie war nicht an Land gekommen, um zu reden.

Verlangen wuchs wie ein Kind in ihr und machte ihre Brüste und Lenden schwer.

Sie setzte ihren Weg auf zarten, ungeschützten Füßen um den Fels herum fort. Lag da nicht, wie Seegras oberhalb der Gezeitenlinie verknäult, eine Decke? Sie schüttelte den Sand ab – nein, es war ein Handtuch – und schlang es sich um die Hüften. Sie freute sich an seinem kräftigen Orange. Ein paar Schritte weiter, im Schatten außerhalb des Feuer Scheins, entdeckte sie ein graues Fleece-Oberteil mit langen Ärmeln und einer Art Kapuze. Trist. Sehr trist. Aber es würde ihr helfen, sich zu verhüllen. Sie zog sich den Pullover über den Kopf, wühlte sich durch die Ärmel und lä-

chelte schicksalsergeben, als die Bündchen über ihre Hände strichen.

Das ungewohnte Reiben des Stoffs erhitzte und erregte sie. Mit raschem, heißem Pulsschlag glitt sie durch das Halbdunkel. Noch immer im Schatten, ließ sie den geweiteten Blick über die Gruppe von sechs – *sieben, acht* – Gestalten schweifen, die im Lichtkreis des Feuers hingestreckt lagen oder standen. Zwei Frauen. Sechs Männer. Sie fasste sie gierig ins Auge.

Sie waren sehr jung.

Sexuell voll entwickelt, vielleicht, aber ihre Gesichter waren weich und formlos und ihre Augen ohne Tiefe. Die Mädchen waren schrill. Die Jungen laut. Grob und unsicher schubsten und stießen sie einander und machten mit weit ausholenden, unkoordinierten Gesten ihre Ansprüche geltend.

Enttäuschung breitete sich in ihr aus.

»Hey! Pass doch auf!«

Etwas ergoss sich auf den Sand. Ihre empfindliche Nase nahm den Geruch von Alkohol wahr.

Nicht nur jung, sondern auch noch betrunken. Vielleicht erklärte das ihre Tolpatschigkeit.

Sie seufzte. Sie machte keine Jagd auf Betrunkene. Oder auf Kinder.

Licht bohrte sich in ihre Pupillen, zwei weiße Strahlen und blinkendes Blaulicht von der Anhöhe über dem Strand. Einen Moment lang blinzelte sie verwirrt.

Ein Mädchen kreischte.

Ein Junge stöhnte.

»Weg hier«, rief jemand.

Sand spritzte auf, als die Menschen davonflichten wie Fi-

sche vor einem Hai. Sie rannten in die Falle zwischen Fels und Wasser, das Licht in ihrem Gesicht und die See in ihrem Rücken. Sie folgte ihren panischen Blicken, die zu den Bäumen wanderten.

Vor den weißen Scheinwerferkegeln und den dunklen, schmalen Baumstämmen hob sich die Silhouette einer großen, breiten Gestalt ab.

Das Blut rauschte wie der Ozean in ihren Ohren. Ihr Herz hämmerte. Selbst wenn man die Verfälschung durch das Licht berücksichtigte, sah er imposant aus. Stark. Männlich. Seine albern wirkende einengende Kleidung betonte nur noch die Breite und Kraft von Brust und Schultern, die stämmigen Muskeln seiner Beine und Arme.

Er bewegte sich ungelenk zum Strand hinab. Sein Gesicht lag im Schatten. Als er sich dem Feuer näherte, huschte dessen roter Schein gierig über seine breite, hohe Stirn und die schmale Nase. Sein Mund war hart und lächelte nicht.

Ihr Blick weitete sich, um ihn ganz in sich aufzunehmen. Ihr Pulsschlag schnellte erneut nach oben. Sie spürte das Zittern bis hinab in ihre Fußsohlen und Fingerspitzen.

Das war ein Mann.

Kindsköpfe.

Caleb schüttelte den Kopf und holte seinen Strafzettelblock heraus.

Als er noch in der Highschool war, hatte man das Bier in den Sand geschüttet und vielleicht noch eine Standpauke von seinen Eltern bekommen, wenn man am Strand beim Trinken erwischt worden war. Nicht, dass es seinen alten Herrn je gekümmert hätte, was Caleb tat. Nachdem sich Calebs Mutter mit ihrem älteren Sohn aus dem Staub ge-

macht hatte, war Bart Hunter alles außer seinem Boot, seiner Flasche und den Gezeiten egal gewesen.

Aber die Zeiten – und die Vorschriften – hatten sich geändert.

Caleb konfiszierte die Kühlbox, die randvoll mit Bier war. »Sie können sie nicht mitnehmen«, widersprach einer der Halbstarken. »Ich bin einundzwanzig. Sie gehört mir.«

Caleb hob eine Augenbraue. »Sie haben sie gefunden?«

»Ich habe sie gekauft.«

Was bedeutete, dass man ihm die Weitergabe von Alkohol an Minderjährige zur Last legen konnte.

Caleb nickte. »Und Sie sind ...?«

Der Junge schob den Unterkiefer vor. »Robert Stowe.«

»Kann ich mal Ihren Führerschein sehen, Mr. Stowe?«

Er ließ sie das Feuer löschen, während er ihre Personalien aufnahm: sieben Verwarnungen und – im Falle des einundzwanzigjährigen Robert Stowe – eine Vorladung vor das Bezirksgericht.

Er gab ihnen zusammen mit den Verwarnungen ihre Führerscheine zurück. »Ihr Jungs bringt jetzt die Mädchen zu Fuß nach Hause. Morgen früh will ich eure Autos immer noch hier stehen sehen.«

»Es ist zu weit zum Laufen«, klagte eine hübsche, trotzig-Brünnette. »Und es ist dunkel.«

Caleb sah von dem letzten, hauchzarten Pink am Himmel zu dem Mädchen. Jessica Dalton stand in ihrem Führerschein, achtzehn Jahre alt. Ihr Daddy war ein Darmchirurg aus Boston, dessen Haus direkt am Wasser stand, nur etwa eineinhalb Kilometer die Straße hinunter.

»Ich rufe gern eure Eltern an, damit sie euch abholen kommen«, bot er an, ohne eine Miene zu verziehen.

»Scheiß drauf«, verkündete der neunzehn Jahre alte Besitzer des Jeeps. »Ich fahre.«

»Wenn ich erst mal anfange, euch auf Alkohol am Steuer zu testen, wird es eine lange Nacht«, erwiderte Caleb gleichmütig. »Besonders, wenn ich dein Fahrzeug beschlagnahme.«

»Das können Sie nicht machen«, protestierte Stowe.

Caleb sah ihn mit festem Blick an.

»Komm schon, Robbie.« Das andere Mädchen zog ihn am Arm. »Wir können zu mir gehen.«

Caleb sah zu, wie sie sich in Gang setzten und über den Sand davonestolperten.

»Ich kann meinen Pulli nicht finden.«

»Na und? Der ist doch total hässlich.«

»Du bist auch hässlich.«

»Jetzt komm schon.«

Ihre Stimmen verhallten in der Dämmerung. Caleb wartete darauf, dass sie den Weg zu ihren Autos einschlugen, aber etwas – vielleicht seine Drohung, ihre Eltern zu benachrichtigen, seine glänzende neue Polizeimarke oder sein Röntgenblick – hatte sie wohl davon überzeugt, ihre Fahrzeuge über Nacht stehen zu lassen.

Er wischte sich mit der Hand über die Stirn, um bestürzt festzustellen, dass beide schweißnass waren.

Das war okay.

Er war okay.

Ihm ging es ganz hervorragend, verdammt noch mal.

Er stand da, das Geräusch der Brandung in den Ohren, und atmete die würzige Salzluftein, bis seine Haut abgekühlt und sein Herzschlag langsamer geworden war. Als er das Zucken zwischen den Schulterblättern nicht mehr spürte,

hievte er die Kühlbox hoch und schleppte sie zum Jeep. Sein Knie kippte zunächst weg, stellte sich dann aber auf sein Gewicht auf dem weichen Sand ein. Er hatte den 2,5-Kilometer-Lauf absolviert, den der Staat Maine vorschrieb, um seine Dienstauglichkeit zu beweisen. Aber das war in flachem Gelände gewesen, nicht auf unebenem Boden im Dunkeln, auf dem er um festen Stand ringen musste.

Er verstaute das Beweisstück im Heck, schlug die Ladeklappe zu und sah zum Strand zurück.

Die Gestalt einer Frau leuchtete am Wasser auf, ins Zwielicht und ein Handtuch gehüllt. Die See leckte an ihren nackten, weißen Füßen. Ihr langes, dunkles Haar wehte in der Brise. Ihr Gesicht war bleich und so vollkommen wie der Mond.

Eine Sekunde versetzte ihm der Anblick einen Stoß in die Brust und raubte ihm die Sprache. Den Atem. Sehnsucht rauschte durch seine Seele wie der Wind über das Wasser und wühlte ihn bis ins tiefste Innere auf. Seine Hände ballten sich an seinen Seiten zu Fäusten.

Das war *nicht* okay. Er unterdrückte die wilden Phantasien. Sie war noch ein Kind. Ein Mädchen. Ein minderjähriges Mädchen in einem viel zu großen Pullover mit einem – sein Blick fiel erneut nach unten, nur ganz kurz – wirklich ansehnlichen Vorbau.

Und er war Polizist. Es wurde Zeit, auch wie ein Polizist zu denken. Das rätselhafte Mädchen hatte nicht zu der Gruppe am Feuer gehört. Wo also hatte sie sich versteckt gehalten?

Caleb stapfte durch die Bäume zurück. Das Mädchen stand mit den nackten Füßen im Sand da und verfolgte, wie er

näher kam. Wenigstens würde er ihr nicht nachjagen müssen.

Er blieb einige Meter von ihr entfernt stehen. »Ihre Freunde sind weg. Sie haben sie verpasst.«

Sie neigte den Kopf und beobachtete ihn aus großen, dunklen, weit auseinanderstehenden Augen. »Das sind nicht meine Freunde.«

»Wahrscheinlich nicht«, pflichtete er ihr bei. »Schließlich sind sie ohne Sie gegangen.«

Sie lächelte. Ihre Lippen waren weich und voll, ihre Zähne weiß und leicht zugespitzt. »Ich meinte, dass ich sie nicht kenne. Sie sind sehr ... jung, nicht wahr?«

Er richtete den Blick auf ihr Gesicht und versuchte erneut, ihr Alter zu schätzen. Ihre Haut war so zart wie die eines Babys, glatt und gut gepflegt. Kein Make-up. Keine sichtbaren Piercings oder Tattoos. Nicht einmal Sonnenbräune.

»Wie alt sind Sie?«

Ihr Lächeln wurde breiter. »Älter, als ich aussehe.«

Er widerstand dem Drang zurückzulächeln. Sie konnte durchaus über dem für den Konsum von Alkohol gesetzlich vorgeschriebenen Mindestalter liegen – also doch nicht minderjährig. In diesen Augen lauerte ein vollkommen erwachsenes Bewusstsein, und ihr Lächeln wirkte wissend. Aber er war lange genug auf den Straßen von Portland unterwegs gewesen, um die Schwierigkeiten zu kennen, auf die sich ein Bulle einließ, wenn er einer hübschen Frau eine Chance gab. »Kann ich bitte Ihren Führerschein sehen?«

Sie blinzelte langsam. »Meinen ...«

»Ausweis«, blaffte er. »Haben Sie ihn dabei?«

»Ach so. Nein. Mir war nicht klar, dass ich ihn brauchen würde.«

Er betrachtete ihr feuchtes Haar, das Handtuch, das sie um die Hüften trug. Wenn sie zum Strand gekommen war, um zu schwimmen ... Okay, niemand ging im Mai schwimmen, außer Dummköpfen und Touristen. Aber selbst wenn sie nur einen Spaziergang machte, konnte ihre Geschichte stimmen. »Wohnen Sie in der Nähe?«

Ihr dunkler Blick wanderte über seinen Körper. Sie nickte. »Ja, ich denke, das werde ich ... tue ich«, korrigierte sie sich. Er schwitzte wieder, und diesmal kam es nicht von der nervlichen Anspannung. Seine Gefühle waren lange Zeit auf Eis gelegen, aber das träge Brennen des Verlangens erkannte er noch immer.

»Adresse?«, fragte er barsch.

»Ich kann mich nicht erinnern.« Sie lächelte schon wieder betörend und sah ihm direkt in die Augen. »Ich bin eben erst angekommen.«

Er weigerte sich, sich betören zu lassen. Aber die Anziehung, die er spürte, tief unten in seinem Bauch, konnte er nicht leugnen. »Name?«

»Margred.«

Mar-gred. Das klang fremd. Es gefiel ihm irgendwie.

Er hob die Augenbrauen. »Nur Margred?«

»Margaret, glaube ich, würde man hier sagen.«

»Nachname?«

Sie kam einen Schritt näher, wobei alles unter ihrem Pullover in Schwingung geriet. *Hallo, ihr Brüste.* »Brauchen Sie einen?«

Er konnte nicht mehr denken. Er konnte sich nicht erinnern, wann er jemals so abgelenkt und erregt gewesen war, seit er in der siebten Klasse in Englisch hinter Susanna Colburn gesessen und die meiste Zeit des Unterrichts über ei-

nen Ständer gehabt hatte. Etwas in ihrer Stimme ... ihren Augen ... Es war sonderbar.

»Für den Fall, dass ich zu Ihnen Verbindung aufnehmen muss«, sagte er.

»Das wäre schön.«

Er starrte auf ihren Mund. Ihren breiten, feuchten, volllip-pigen Mund. »Was?«

»Wenn Sie Verbindung zu mir aufnehmen müssten. Ich will, dass Sie Verbindung zu mir aufnehmen.«

Er fuhr zurück. »Was?«

Sie sah überrascht aus. »Ist es nicht das, was Sie wollen?«

Doch.

»Nein.«

Verdammt.

Caleb war frustriert, zutiefst enttäuscht von sich selbst und ihr. Er wusste, dass ein Haufen Frauen es auf Polizisten abgesehen hatte – Bullenluder. Einige dachten wohl, dass sie sich mit Sex aus Schwierigkeiten oder von einem Strafzettel freikaufen konnten. Andere wiederum standen einfach auf Uniformen oder Handschellen.

Er hatte sie für keine von ihnen gehalten.

»Oh.« Ihr Blick ruhte gedankenverloren auf ihm.

Seine Bauchmuskeln zogen sich zusammen.

Und dann lächelte sie. »Sie lügen«, sagte sie.

Ja, das tat er.

Er zuckte mit den Schultern. »Nur weil ich« – *geil, heiß, hart* – »interessiert bin, heißt das nicht, dass ich mich auch danach verhalten muss.«

Sie legte den Kopf schief. »Warum nicht?«

Er stieß heftig den Atem aus. Es war ein Laut zwischen Lachen und Stöhnen. »Zunächst mal, weil ich Polizist bin.«

»Haben Polizisten keinen Sex?«

Er konnte nicht glauben, dass sie dieses Gespräch führten.

»Nicht im Dienst.«

Was meistens zutraf. Jedenfalls bei ihm. Er war horizontal nicht mehr tätig gewesen seit ... Gott, seit er zum letzten Mal im Urlaub zu Hause gewesen war, vor über achtzehn Monaten. Seine kurze Ehe hatte seinen ersten Einsatz nicht überlebt, und seither war niemand mehr interessiert genug gewesen, um auf seine Rückkehr zu warten.

»Wann sind Sie nicht im Dienst?«, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Was – Sie wollen ein Date?«

Selbst Sarkasmus brachte dieses Mädchen nicht aus der Ruhe. »Ich würde Sie wiedersehen wollen, ja. Ich bin auch ... interessiert.«

Sie wollte ihn.

Nicht, dass das eine Rolle gespielt hätte.

Er räusperte sich. »Ich bin nie außer Dienst. Bis zum Memorial Day bin ich der einzige Polizist auf der Insel.«

»Ich lebe nicht hier auf der Insel. Ich bin nur« – wieder eine Pause, als wäre Englisch eine Fremdsprache für sie – »auf der Durchreise«, beendete sie den Satz lächelnd.

Als wäre es völlig in Ordnung, wenn er eine Touristin flachlegte.

Na ja, war es nicht auch so?

Der Gedanke tauchte plötzlich ungebeten in seinem Kopf auf. Er wollte sie ja nicht verhaften. Er verdächtigte sie keines anderen Vergehens als des Wunsches, mit ihm zu schlafen, und er war nicht so scheinheilig, ihr das zur Last zu legen.

Aber er verstand diese Anziehungskraft nicht, die sie angeblich spürte. Die er spürte.

Und Caleb traute nichts über den Weg, was er nicht verstand.

»Wo wohnen Sie?«, fragte er. »Ich bringe Sie nach Hause.«

»Versuchen Sie, mich loszuwerden?«

»Ich versuche, für Ihre Sicherheit zu sorgen.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen. Und sehr unnötig.«

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und verlagerte sein Gewicht auf die Fersen. »Wollen Sie mich jetzt loswerden?«

Sie lächelte, wobei ihre Zähne im Mondlicht weiß aufblitzten. »Nein.«

»Also was dann?«

Sie wandte sich zum Gehen. Ihre Füße hinterließen kleine, reflektierende Pfützen im Sand. »Also werde ich Sie wiedersehen.«

Es widerstrebte ihm sonderbarerweise, sie gehen zu lassen.

»Wo?«

»Hier. Am Strand. Ich gehe abends am Strand spazieren.«

Sie sah über die Schulter zu ihm zurück. »Kommen Sie mich doch mal besuchen ... wenn Sie nicht im Dienst sind.«